



«Vielleicht wird einmal ein amerikanischer Millionär ...» Zur Geschichte der psychoanalytischen Sozialarbeit *Achim Perner (Berlin)*

Zusammenfassung: Dieser Beitrag beschreibt die geschichtliche Entwicklung der psychoanalytischen Sozialarbeit, die nach dem Ersten Weltkrieg von August Aichhorn als ein genuines Praxisfeld der Psychoanalyse entwickelt wurde und nach dem Zweiten Weltkrieg in Europa lange in Vergessenheit geraten war. Erst 1978 wurde sie durch die Initiative von Stefan Becker zunächst in Tübingen wieder aufgegriffen und weiterentwickelt. Inzwischen hat sie auch an anderen Orten Fuß gefasst.

Schlüsselwörter: Geschichte der Psychoanalyse, Laienanalyse, Psychopädagogik, psychoanalytische Sozialarbeit, Setting, Supervision, therapeutisches Milieu

«Vielleicht kommt noch einmal ein Amerikaner auf den Einfall, es sich ein Stück Geld kosten zu lassen, um die social workers seines Landes analytisch zu schulen und eine Hilfstruppe zur Bekämpfung der kulturellen Neurosen aus ihnen zu machen» (Freud: Stud. Erg: 340).

Dieser Satz findet sich am Ende von Sigmund Freuds Streitschrift «Zur Frage der Laienanalyse», die 1926 erschienen ist. Er ist vieler Hinsicht bemerkenswert:

- › durch den weiteren Kontext, in dem er steht: den Streit um die Laienanalyse;
- › durch den engeren Kontext der psychoanalytischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen;
- › durch den Gebrauch des englischen Wortes *social workers* anstelle des deutschen Sozialarbeiters;
- › und schließlich durch seine prophetisch anmutende Voraussicht.

In der Geschichte der Psychoanalytischen Sozialarbeit lassen sich drei Epochen unterscheiden, die mit unterschiedlichen Namen verbunden sind:

1. ihre Entstehung und frühe Entwicklung in Wien (1918–1938) mit dem Namen August Aichhorn;
2. ihre Fortführung durch emigrierte Psychoanalytiker in den Vereinigten Staaten wie Bruno Bettelheim, Peter Blos, Fritz Redl und Rudolf Ekstein;

3. ihre Wiederbegründung in Deutschland durch die Initiative von Stefan Becker und die unterstützende Förderung dieses Projektes durch Reinhard Lempp.

Die Geschichte der dritten Epoche, die nun schon so lange währt wie die erste und der, wie wir hoffen, noch eine lange Zukunft beschieden sein wird, lässt sich in zwei Phasen unterteilen:

1. ihre Begründung und Institutionalisierung durch Stefan Becker und
2. ihre Konsolidierung und Weiterentwicklung vor allem durch drei Personen, die nicht namentlich genannt werden möchten. Warum das so ist, werde ich später noch erläutern.

Ein Name ist aber in einer besonderen Weise mit allen drei Epochen der psychoanalytischen Sozialarbeit verbunden, Ernst Federn, der am 24. Juni 2007 verstorben ist. Federn wollte ein psychoanalytischer Sozialarbeiter werden, wie August Aichhorn, der ein Freund seines Vaters und sein großes Vorbild war. Er und seine Frau Hilde hatten sich 1938 deshalb an Aichhorn gewandt. Ein halbes Jahr später wurde Österreich von den Nazis besetzt und die PsychoanalytikerInnen mussten emigrieren. Ernst Federn kam ins KZ. Nach seiner Befreiung ging er nach Amerika, studierte dort Sozialarbeit und machte eine analytische Ausbildung. 1978 folgte er einer Einladung des österreichischen Bundeskanzlers Bruno Kreisky und kehrte nach Wien zurück; gerade rechtzeitig, um unseren Verein von Beginn an zu unterstützen und zu beraten.

Die Geschichte der psychoanalytischen Sozialarbeit lässt sich aber nicht auf die Namen einzelner Personen und deren Beiträge reduzieren. In diesem Punkt unterscheidet sie sich grundlegend von der Psychoanalyse. Ich möchte diesen Punkt ein wenig ausführen, um zunächst zu umreißen, was psychoanalytische Sozialarbeit ist, bevor ich mich ihrer Geschichte zuwende.

Die psychoanalytische Sozialarbeit ist nicht nur ihrer Aufgabe, sondern auch ihrem Wesen nach eine soziale Praxis, die nicht von Einzelnen betrieben werden kann. So hat sie ihren historischen Ursprung in einem Heim für dissoziale Kinder und Jugendliche, das August Aichhorn nach dem Ersten Weltkrieg geleitet hatte und die Gründung des Tübinger Vereins ist von einer Station der Kinder- und Jugendpsychiatrie ausgegangen. Die Psychoanalytische Sozialarbeit hat ihre Wurzeln – das unterscheidet sie von der Psychoanalyse – nicht in der ambulanten, sondern in der stationären Arbeit. Insofern ist sie genuine Sozialarbeit, aber sie legt den Schwerpunkt der stationären Sozialarbeit konsequent auf die Schaffung eines *therapeutischen Milieus*. Von der Psychoanalyse hat die psychoanalytische Sozialarbeit das Vokabular, die Theorie des Unbewussten, die

Entwicklungspsychologie, die Krankheitslehre, die Lehre von der Übertragung und die Praxis der Supervision übernommen. Sie hat auch das ambulante Konzept therapeutischer Einzelsitzungen in die stationäre Arbeit übernommen. Jedes Kind, das von uns stationär aufgenommen wird, bekommt Einzelsitzungen bei einem Kollegen des Vereins.

Vom Konzept der Einzelsitzungen leiten sich das Verständnis und die Alltagspraxis des therapeutischen Milieus ab. Es besagt vor allem zweierlei:

1. dass sich die Institution den besonderen Schwierigkeiten jedes einzelnen Kindes anpassen und ein für dieses Kind geeignetes Setting entwickeln muss.
2. dass jede Facette, jedes Detail des Alltagslebens in Bezug auf jedes einzelne Kind der analytischen Reflexion in fallorientierten Gruppensupervisionen bedarf.

Von diesem Verständnis der stationären Praxis als Schaffung eines therapeutischen Milieus leitet sich auch die ambulante Praxis der psychoanalytischen Sozialarbeit ab. In diesem Punkt unterscheidet sie sich von der Praxis der Kinderanalyse, die ihrer Konzeption und ihrem Verständnis nach der Analyse mit Erwachsenen nachgebildet wurde. Die ambulante Praxis der psychoanalytischen Sozialarbeit ist dagegen von vornherein die Praxis von mehreren, einer Gruppe, genauer: einer Institution¹. Das Subjekt der psychoanalytischen Sozialarbeit ist kein einzelnes Subjekt, das in eigener Verantwortung handelt, sondern ein Gruppensubjekt. Die psychoanalytische Sozialarbeit bedarf darum, um wirklich psychoanalytisch arbeiten zu können, einer psychoanalytisch durchdachten Konzeption der Institution, die den Übertragungsprozessen der Gruppe und der konkreten Arbeit Rechnung trägt. Der allgemeine institutionelle Rahmen in seiner doppelten Funktion als Halt und als Grenze und die Einrichtung besonderer, den einzelnen Fällen angepasster Settings, spielen dabei eine zentrale Rolle.

Der Rahmen der analytischen Therapie leitet sich vom medizinischen Konzept der Klinik ab, das im 17. Jahrhundert erfunden wurde und die ärztliche Praxis revolutionierte. Es läuft darauf hinaus, die Krankheit (und damit auch die Kranken) von ihrer natürlichen Umgebung zu isolieren, um ihren natürlichen Verlauf zu studieren, unbeeinflusst von den störenden Wechselwirkungen mit der Umwelt. Von diesem Konzept sind die moderne medizinische Ausbildung, die ärztliche Praxis und ihre Institutionen geleitet. Es hat den «ärztlichen Blick» hervorgebracht. Die analytische Theorie und Therapie folgen diesem Modell.

Der pädagogische Blick ist anders gerichtet: Nicht auf das künstlich isolierte, sondern auf das sozial eingebundene Subjekt. Erziehung, hat Siegfried

Bernfeld geschrieben, ist «die Summe der Reaktionen einer Gesellschaft auf die Entwicklungsatsache», sie ist kein isolierbares Geschehen, sondern ein «gesellschaftlicher Prozess» (Bernfeld [1925] 1979: 51). Der pädagogische Blick und damit die pädagogische Praxis und ihre Institutionen sind darum immer auf das Soziale gerichtet. Das unterscheidet sie grundlegend von den medizinischen, das unterscheidet auch die psychoanalytische Sozialarbeit von der Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie. Die soziale Umwelt des Kindes ist keine Randbedingung, sondern ein zentraler Fokus unserer Arbeit, allerdings nicht der einzige.

Dies führt zu einem dritten Punkt, der die psychoanalytische Sozialarbeit von der analytischen Therapie unterscheidet: Sie ist nicht als Ein-, sondern als Mehrpersonensetting konzipiert. Das können manchmal zwei, manchmal auch fünf Kollegen sein; es kann auch vorkommen, dass Kollegen anderer Einrichtungen eng in das Setting eingebunden werden, z. B. durch regelmäßige gemeinsame Supervisionen. Unser Verständnis des Settings macht also weder an unserer Haustür Halt, noch beschränkt es sich auf die Kollegen und Kolleginnen des Vereins.

Die psychoanalytische Sozialarbeit stellt so eine implementierende Verbindung von Psychoanalyse und Sozialarbeit dar, in der das Hauptwort aber die Sozialarbeit ist und nicht die Psychoanalyse. Psychoanalytisch Sozialarbeitende handeln sozialarbeiterisch aber denken psychoanalytisch. Sie lernen das in psychoanalytischen Gruppen- und Einzelsupervisionen und, wenn sie wollen, durch die eigene Analyse. Weil wir psychoanalytisch denken, und infolgedessen auch sprechen und schreiben, kann leicht der Eindruck entstehen, dass wir vor allem Therapie machen. Aber dieser Eindruck ist falsch. Nicht immer wirkt eine Therapie therapeutisch, und nicht selten wirkt therapeutisch, was keine Therapie ist.

Ich möchte es bei diesen Bestimmungen einer Praxis belassen, die wir psychoanalytische Sozialarbeit nennen, um mich nun meinem eigentlichen Thema, ihrer Geschichte zuzuwenden.

Ich werde mich im Folgenden auf zwei Punkte konzentrieren: die Anfänge der psychoanalytischen Sozialarbeit in Wien (1918 bis 1938) und ihr Wiederaufgreifen durch die Gründung unseres Vereins im Jahre 1978. Dann werde ich meine Ausführungen auf zwei Fragen eingrenzen: die psychoanalytische Sozialarbeit in ihrer Abgrenzung zur Psychoanalyse und zur psychoanalytischen Pädagogik, und die institutionellen Formen ihrer Organisation. Ich werde mich dabei vor allem auf die Entwicklung der Praxis konzentrieren, die in Tübingen aufgegriffen und weiterentwickelt worden ist.

Lassen Sie uns noch einmal zum Satz von Freud aus dem Jahr 1926 zurückkehren, mit dem ich begonnen habe: «Vielleicht kommt noch einmal ein Amerikaner

auf den Einfall, es sich ein Stück Geld kosten zu lassen, um die *social workers* seines Landes analytisch zu schulen und eine Hilfstruppe zur Bekämpfung der kulturellen Neurosen zu machen.» «Aha», lässt Freud seinen fiktiven Gesprächspartner antworten, «eine neue Art von Heilsarmee.»

«Warum nicht,» gibt Freud ihm zur Antwort, «unsere Phantasie arbeitet ja immer nach Mustern» (a. a. O).

Zu dieser Zeit war die Psychoanalyse, die bis 1918 ein Schattendasein fristete, zu einem stark expandierenden Unternehmen geworden. Der verlorene erste Weltkrieg hatte Deutschland und Österreich demokratische Verhältnisse gebracht. An den lange unterdrückten Reformbewegungen, die sich nun Bahn brachen, hatte die Psychoanalyse einen regen Anteil. Bewegung war das Schlagwort, das dem Ausbruch aus den erstarrten Verhältnissen der Kaiserzeit als Leitmotiv galt; Jugendbewegung, Lebensreformbewegung, Frauenbewegung, Arbeiterbewegung, künstlerische Bewegungen aller Art usw. Aber auch die nationalsozialistische Bewegung, die am Ende auf eine schreckliche Weise triumphieren sollte. Die ganze Gesellschaft war nach dem ersten Weltkrieg in eine stürmische Bewegung geraten. In diesem Sinn hatte auch Freud die Psychoanalyse als eine Bewegung verstanden, die an den kulturellen Umwälzungen ihrer Zeit teilhat – 1913 schrieb er eine *Geschichte der psychoanalytischen Bewegung*, von 1929 bis 1933 erschien eine Zeitschrift unter dem Titel *Die psychoanalytische Bewegung*. Die befreiende Entfaltung der kreativen und expressiven Fähigkeiten des Menschen war das Programm einer Epoche, die ein neues, modernes Lebensgefühl hervorbrachte. Die Psychoanalyse, die schon früh die kulturelle Triebunterdrückung kritisiert hatte, erschien als die dynamische Psychologie einer neuen Zeit, die nach 1918 ein großes Interesse fand, das weit über ihre therapeutischen Anwendungen hinausging.

Um 1926 erreichte diese Entwicklung ihren Höhepunkt. Sie lief darauf hinaus, dass die Psychoanalyse keine ärztliche Angelegenheit mehr war, sondern ein Unternehmen von allgemeinem Interesse. Man könnte auch sagen: Ein kulturrevolutionäres Projekt, das sich auf alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens auswirkte, einschließlich der ärztlichen Psychotherapie, als die sie begonnen hatte. Das Wort selbst – Psychotherapie, auf deutsch: Seelenbehandlung – ist übrigens, was heute kaum noch jemand weiß, eine Erfindung Freuds, der in der Psychoanalyse schon früh ein Mittel, nicht nur zur Behandlung der individuellen, sondern auch zu einer heilsamen Veränderung der Massenseele sah, die durch die kulturellen Normen und Werte geprägt wird und in den kulturellen Schöpfungen ihren Ausdruck findet.

Ein wirksames Mittel, diese Veränderung der Massenseele in Gang zu setzen, ist natürlich die Pädagogik, weil der Prozess der Erziehung ja darin besteht, einem heranwachsenden Menschen die Normen und Werte seiner Kultur einzuprägen. So ist die Kritik an den Inhalten, den Formen und den Mitteln der Erziehung schon früh in den Blickpunkt der Psychoanalytikerinnen und Psychoanalytiker getreten. Den ersten ausdrücklichen Schritt in diese Richtung hatte Sandor Ferenczi unternommen, der 1908 auf dem ersten Internationalen Kongress der Psychoanalyse einen programmatischen Vortrag über *Psychoanalyse und Pädagogik* hielt.

«1908, als Ferenczi seine Überlegungen dem damals noch kleinen Kreis von Psychoanalytikern und Interessierten vortrug (der Kongress, der von der Öffentlichkeit nicht wahrgenommen wurde, hatte 42 Teilnehmende), mussten seine Vorschläge eine programmatische Vision bleiben. Nach 1918 fanden sie einen so starken Widerhall, dass Oskar Pfister, ein Schweizer Pfarrer, der sich für die pädagogische Anwendung der Psychoanalyse stark machte, 1923 schreiben konnte: «Ein Pädagoge, der die Psychoanalyse nicht kannte, würde an den meisten Orten nicht mehr als auf den Höhen des gegenwärtigen Wissens anerkannt» (Pfister [1913] 1923: Vorwort).

Diese Entwicklung kulminierte um das Jahr 1926 herum. In diesem Jahr erschien der erste Band der *Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik*, an der viele namhafte Psychoanalytiker mitgearbeitet hatten und die sich mit dem selbstbewussten Satz ankündigte: «Die Psychoanalyse findet ihren letzten Sinn und ihren reinsten Erfolg als Erziehungswissenschaft.»² Ein Jahr zuvor, 1925, war Aichhorns Klassiker *Verwahrloste Jugend* erschienen, mit dem die psychoanalytische Sozialarbeit begründet wurde. In seinem Geleitwort zu Aichhorns Buch schrieb Freud: «Von allen Anwendungen der Psychoanalyse hat keine soviel Interesse gefunden, soviel Hoffnungen erweckt und demzufolge soviel tüchtige Mitarbeiter herangezogen wie die auf Theorie und Praxis der Kindererziehung. Das Kind ist das hauptsächliche Objekt der analytischen Forschung geworden; es hat in dieser Bedeutung den Neurotiker abgelöst, an dem sie ihre Arbeit begann» (Aichhorn [1925] 1987: 7).

In diesem Jahr begann auch das Grummeln ärztlicher Analytiker über den wachsenden Zustrom von Pädagogen und Pädagoginnen an den analytischen Ausbildungsinstituten. Den Berliner Analytikern hat das Interesse von Pädagogen an der analytischen Ausbildung nicht gefallen. Eitingon sagte dazu: «Unser Bestreben geht zumeist dahin, sie, durch psychoanalytische Schulung bereichert, ihrem eigenen, dem Lehrerberuf, wiederzugeben» (ebd.). Mit anderen Worten: Das Berliner Institut versuchte, Pädagogen, die Psychoanalytiker werden

wollten, möglichst abzuwimmeln. Wien war das geistige und kreative Zentrum der psychoanalytischen Bewegung, Berlin das bürokratische. In Wien, wo Freud das Interesse von Pädagoginnen und Pädagogen an der Psychoanalyse nachhaltig förderte und unterstützte, hatte sich mit Anna Freud, August Aichhorn, Siegfried Bernfeld und Willi Hoffer eine hochkarätige pädagogische Arbeitsgruppe gebildet, in der Aichhorn der *spiritus rector* war. Am Wiener Institut wurden Kurse zur analytischen Fortbildung für PädagogInnen angeboten, sie hielten Kurse und Vorträge in pädagogischen Ausbildungsinstituten, Kindergärten, Volkshochschulen und initiierten eigene Projekte. Ihnen stand der Weg offen, PsychoanalytikerInnen zu werden. Neben August Aichhorn, Anna Freud und Siegfried Bernfeld hatten sich in Wien u. a. Rudolf Ekstein, Peter Blos, Fritz Redl, Bruno Bettelheim und Marie Langer auf diesen Weg gemacht und in Budapest Melanie Klein. August Aichhorn konnte in Wien Mitglied des Lehrausschusses und Lehranalytiker werden; so sind Kurt Eissler, Margaret Mahler und Heinz Kohut bei Aichhorn in Analyse gewesen.

Das wachsende Interesse von Pädagoginnen und Pädagogen an der Psychoanalyse hatte zur Folge, dass die ärztlichen Analytiker fürchteten, nicht mehr lange die überwiegende Mehrheit unter den Psychoanalytikern zu stellen. 1905 war mit Otto Rank der erste nichtärztliche Interessent zu dem damals noch sehr kleinen Kreis um Sigmund Freud gestoßen; in der Folgezeit hatte etwa ein Viertel der Analytiker keine ärztliche Ausbildung. Freud hatte die Psychoanalyse nicht als ein ärztliches, sondern als ein interdisziplinäres Unternehmen verstanden; er war seiner Zeit damit um ein halbes Jahrhundert voraus.

Dem größeren Teil der analytischen Ärzte missfiel diese Entwicklung. Die Regulierung und Institutionalisierung der analytischen Ausbildung ab 1920 bot ein wirksames Instrument, um gegenzusteuern. Bis zu diesem Zeitpunkt gab es keine Richtlinien. 1920 wurden sie in Berlin, nicht nur für die Ausbildung selbst, sondern auch für die Zulassung formuliert: «Für die Ausbildung zum analytischen Therapeuten (Analysen am Erwachsenen) wird als Vorbildung das medizinische Studium als notwendig erachtet, dem sich eine psychiatrisch-neurologische Ausbildung anschließen soll. Nur in ganz bestimmten Fällen können Ausnahmen hiervon zugelassen werden» (Richtlinien für die Unterrichts- und Ausbildungstätigkeit, in: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse Bd. 11: 232).

Die Berliner Richtlinien wurden von den anderen Gruppen übernommen, nicht aber die Zulassungskriterien, welche eine starke Einschränkung für Nichtärzte darstellte, Psychoanalytiker zu werden, was vor allem in Wien und Budapest auf Zurückweisung stieß. Vielen Ärzten ging die Berliner Einschränkung nicht weit genug, vor allem den amerikanischen. Über diese Frage entbrannte

der Streit um die sogenannte *Laienanalyse*, in dem vor allem die amerikanischen Gruppen eine unnachgiebige Haltung einnahmen. Durch den Putsch der Nazis in Deutschland und ihrem Einmarsch in Österreich wurde ihm ein Ende gemacht. Die Psychoanalyse wurde verboten und vor allem die jüdischen Analytiker und Analytikerinnen mussten emigrieren. Der größere Teil von ihnen ging nach Amerika. Die weitere Entwicklung psychoanalytischer Pädagogik und Sozialarbeit wurde damit besiegelt und sie haben seither keinen Ort mehr in analytischen Institutionen.

Genau das wollte Freud verhindern, der im *Geleitwort* zu Aichhorns Buch drei grundlegende Gedanken zum Verhältnis von Psychoanalyse und Pädagogik formulierte: «Zwei Mahnungen scheinen mir aus den Erfahrungen und Erfolgen des Vorstandes Aichhorn zu resultieren. Die eine, dass der Erzieher analytisch geschult sein soll, weil ihm sonst das Objekt seiner Bemühung, das Kind, ein unzugängliches Rätsel bleibt. Eine solche Schulung wird am besten erreicht, wenn sich der Erzieher selbst einer Analyse unterwirft, sie am eigenen Leibe erlebt. Theoretischer Unterricht in der Analyse dringt nicht tief genug und schafft keine Überzeugung.

Die zweite Mahnung klingt eher konservativ, sie besagt, dass die Erziehungsarbeit etwas sui generis ist, das nicht mit psychoanalytischer Beeinflussung verwechselt und nicht durch sie ersetzt werden kann. Die Psychoanalyse des Kindes kann von der Erziehung als Hilfsmittel herangezogen werden. Aber sie ist nicht dazu geeignet, an ihre Stelle zu treten. (...)

Ich schließe noch eine Folgerung an, die nicht mehr für die Erziehungslehre, wohl aber für die Stellung des Erziehers bedeutsam ist. Wenn der Erzieher die Analyse durch Erfahrung an der eigenen Person erlernt hat und in die Lage kommen kann, sie bei Grenz- und Mischfällen zur Unterstützung seiner Arbeit zu verwenden, so muss man ihm offenbar die Ausübung der Analyse freigegeben und darf ihn nicht aus engherzigen Motiven daran hindern wollen» (a. a. O.: 8).

Es ist dann anders gekommen. Und darin unterscheidet sich die heutige Stellung der psychoanalytischen Sozialarbeit grundlegend von der ihrer Gründungsjahre, vor allem in Deutschland, wo nicht einmal den KinderanalytikerInnen die Mitgliedschaft in den analytischen Vereinigungen zugestanden wird. In den anderen europäischen Ländern ist das anders. Kinder- und Erwachsenenanalyse sind dort nicht getrennt, und PädagogInnen können dort AnalytikerInnen werden.

Wie bereits erwähnt, hatte sich die pädagogische Arbeitsgruppe in Wien gebildet, um die Anwendung der Psychoanalyse in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen voranzutreiben. Sie setzte sich aus Anna Freud, Siegfried Bernfeld,

August Aichhorn und Willi Hoffer zusammen. Vor allem die drei erstgenannten Namen stehen programmatisch für drei unterschiedliche Arbeitsbereiche, die ursprünglich alle als *psychoanalytische Pädagogik* verstanden, dann aber doch unterschieden wurden. Im Grunde hatte jeder von ihnen auf allen drei Gebieten gearbeitet, denn sie hatten ihre analytische Arbeit auch in pädagogischen Einrichtungen begonnen: Anna Freud in einem Kindergarten und Siegfried Bernfeld und August Aichhorn in Heimen für dissoziale Jugendliche. Aber jeder setzte dann einen anderen Schwerpunkt. Siegfried Bernfeld konzentrierte sich auf einen psychoanalytisch inspirierten Bewusstseinswandel der allgemeinen Pädagogik in der Säuglingspflege, der häuslichen Erziehung und den pädagogischen Institutionen. Seine Arbeiten zielten auf eine psychoanalytisch aufgeklärte allgemeine pädagogische Psychologie. Anna Freud und August Aichhorn konzentrierten sich auf die analytische Arbeit mit schwierigen Kindern, denen mit erzieherischen Mitteln nicht mehr geholfen werden konnte. Der Schwerpunkt von Anna Freud lag dabei auf der analytischen Arbeit mit neurotischen Kindern und Jugendlichen in einem Setting, das dem der Analyse von Erwachsenen entsprach. Der Schwerpunkt von August Aichhorn lag dagegen in der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, die in diesem Setting nicht zu halten waren und die er als Dissoziale bezeichnete. Er begründete die psychoanalytische Sozialarbeit, wobei es das Wort Sozialarbeit im Deutschen damals noch gar nicht gab; es ist erst nach dem Zweiten Weltkrieg aufgekommen. Freud hatte in dem Satz, den ich eingangs zitiert habe, von *social workers* gesprochen; die im Deutschen gebräuchlichen Worte waren Fürsorge und Wohlfahrtspflege. So hatte Aichhorn es sich zur Aufgabe gemacht, «die Grundbegriffe der Psychoanalyse auf das Gebiet der Fürsorgerziehung anzuwenden» (Aichhorn 1987: 9).

In den dreißig Jahren zwischen 1918 und 1938 erfand und entwickelte Aichhorn alle wesentlichen Elemente der psychoanalytischen Sozialarbeit, auf die wir uns heute noch stützen: die stationäre und die ambulante Arbeit, die Supervision und die Fortbildung. Aichhorn leitete zunächst ein Heim, eigentlich ein Dorf, für dissoziale Jugendliche, in dem bis zu 1200 Menschen lebten. Später baute er an den Wiener Bezirksjugendämtern Erziehungsberatungsstellen auf, die zugleich als Ausbildungsorte für die psychoanalytische Sozialarbeit dienten. Als ihm deswegen Schwierigkeiten gemacht wurden, ging er in den Ruhestand, um eine private Erziehungsberatungsstelle an der Wiener Vereinigung zu gründen, wo er die Ausbildung psychoanalytischer Sozialarbeit fortsetzen konnte. Nach dem Krieg hatte Aichhorn, der als einziger praktizierender Psychoanalytiker in

Wien geblieben war, diese Tätigkeit wieder aufgenommen, die nach seinem Tod 1948 von Rosa Dworschak, seiner langjährigen Mitarbeiterin, fortgesetzt wurde.

In vielen, heute weitgehend unbekanntem Texten, hat Aichhorn die theoretischen Grundlagen der psychoanalytischen Sozialarbeit entwickelt. So hat Aichhorn unter anderem an einer Differenzialdiagnostik der Dissozialität gearbeitet, die gerade heute von größtem Interesse ist. Er hat die Handhabung der Übertragung in der psychoanalytischen Sozialarbeit beschrieben, die sich von der in der Psychoanalyse deutlich unterscheidet. Aichhorn hat von Anfang sehr klar und entschieden hervorgehoben, dass sich die psychoanalytische Sozialarbeit auf die psychoanalytische Theorie bezieht – und zwar auf ihre abstrakteste Gestalt: die Metapsychologie –, aber etwas ganz anderes macht: «Er (der Sozialarbeiter) macht Unbewusstes nicht bewusst, deutet auch nicht; er benützt nur sein Wissen über Vorgänge im Unbewussten und ÜBER-ICH, über durch ES und ÜBER-ICH bedingte Verhaltensweise des ICH, deren Einwirkungen auf das ICH und die dadurch bedingte Verhaltensweise der Gesamtpersönlichkeit. Sein tiefenpsychologisches Wissen gibt ihm die Möglichkeit, die Gesamtpersönlichkeit von Eltern und Kindern richtig zu erfassen und durch geeignetes Verhalten den Erziehungsnotstand zu beheben» (Aichhorn 1972: 45).

Der psychoanalytische Sozialarbeiter arbeitet, so Aichhorn, zwar wie der Psychoanalytiker in der Übertragung und mit ihr. Aber er tut das nicht deutend, sondern handelnd. Im Unterschied zum Psychoanalytiker kann der psychoanalytische Sozialarbeiter seine Persönlichkeit in der Übertragung nicht zurücknehmen, er muss sie, wie Aichhorn immer wieder betont hat, aktiv ins Spiel bringen.

Was damit gemeint ist, lässt sich vielleicht am besten mit dem Begriff der therapeutischen Ich-Spaltung beschreiben, den Richard Sterba vorgeschlagen hat, um die innere Haltung des Psychoanalytikers zu beschreiben. Der Analytiker soll sich in der analytischen Situation möglichst weitgehend als Person zurücknehmen, um sich in wohlwollender Neutralität in pädagogischer Abstinenz seinem Analysanden als leere Fläche für dessen Projektionen zur Verfügung zu stellen. Auch der psychoanalytische Sozialarbeiter vollzieht diese innere Spaltung, aber anders. Er stellt den Psychoanalytiker in sich in den Hintergrund und seine Persönlichkeit in den Vordergrund, d. h. er handelt und reagiert im Umgang mit den Kindern und Jugendlichen als eine greifbare und wahrnehmbare Person, aber er tut dies nicht spontan, sondern bewusst, d. h. reflektiert und kontrolliert. Es ist leicht nachzuvollziehen, dass diese innere Haltung viel schwerer aufrechtzuerhalten ist. Es bedarf darum einer regelmäßigen analytischen Supervision, in der verstanden und akzeptiert wird, dass sich psychoanalytische SozialarbeiterInnen

in einer anderen Übertragungsposition befinden als der Psychoanalytiker oder die Psychoanalytikerin.

Diese andere Position rührt daher, dass es um andere Probleme geht. Es geht nicht um Folgen einer neurotischen Hemmung libidinöser Regungen, sondern vor allem um das Agieren aggressiver Regungen, die nicht genügend gehemmt und sublimiert worden sind.

Neben Aichhorns Projekten und Unternehmungen gab es damals weitere. Das von Bernfeld kurze Zeit geleitete Kinderheim Baumgarten, einem schon 1914 von Nelly Wolffheim gegründeten Kindergarten, die Schule von Dorothy Burlingham, das Landschulheim Summerhill von Alexander Neill, das 1920 in England gegründet wurde und das 1921 von Wera Schmid gegründete Kinderheim in Moskau. Viele psychoanalytisch informierte oder ausgebildete Pädagogen und Pädagoginnen haben an unterschiedlichen Einrichtungen und in verschiedenen Funktionen gearbeitet: in Schulen und Kindergärten, in der Ausbildung von LehrerInnen und SozialarbeiterInnen.

Nach dem Machtantritt der Nazis 1933 in Deutschland und der Annektierung Österreichs 1938 war es damit vorbei. Das Zentrum der analytischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen lag nun in London, wo Anna Freud und Melanie Klein in fruchtbarer Rivalität arbeiteten. Als in den letzten Kriegsjahren London von den Nazis bombardiert wurde, wurden viele Kinder aus der Stadt evakuiert und in Heimen und Pflegefamilien untergebracht, was zu großen Schwierigkeiten führte. Nach dem Krieg wurden Kinder, die in KZs überlebt hatten, nach England gebracht. Anna Freud, Donald Winnicott und John Bowlby engagierten sich sehr, diesen Kindern zu helfen und haben auch über ihre Arbeit geschrieben. Aber England wurde dann eher das Zentrum der Kinderanalyse als das der psychoanalytischen Sozialarbeit.

Die jüngeren Schüler Aichhorns, die in die USA ausgewandert waren, hatten dort aber die Tradition der psychoanalytischen Sozialarbeit fortgesetzt, nicht zuletzt, weil sie keine ÄrztInnen waren und darum nicht als AnalytikerInnen arbeiten durften. So hatte Paul Federn von 1950 bis 1974 in New York Ausbildungsseminare für Sozialarbeiter angeboten. Aus seinen Kontakten ist auch die Festschrift zum siebenzigsten Geburtstag von August Aichhorn hervorgegangen, die dokumentiert, wie stark das Echo seiner Arbeit damals in den Vereinigten Staaten war. Bis 1960 setzte die von Ernst Federn gegründete «Paul Federn Study Group» diese Arbeit fort, die in vielen Einrichtungen und Projekten Früchte trug. Ernst Federn, Margaret Mahler, Erik Eriksson, Martin Bergmann, Peter Blos, Rudolf Ekstein, Peter Neubauer, Selma Fraiberg, Bruno Bettelheim und Fritz Redl – um nur die bekanntesten zu nennen –

haben unterschiedliche Projekte initiiert und geleitet, die mehr oder weniger deutlich in der Tradition von Aichhorns Arbeiten standen. In den sechziger Jahren war die Psychoanalyse durch diese Initiativen das wichtigste Paradigma der Sozialarbeit in den USA. Heute ist sie es auch dort nicht mehr.

Nach den sechziger Jahren hat die psychoanalytische Sozialarbeit, wenn auch nicht unter diesem Namen, vor allem in Frankreich einen starken Aufschwung erlebt, wo die italienische Antipsychiatriebewegung auf die lacanianische Psychoanalyse stieß. Maud Mannoni, Françoise Dolto, Jean Oury, Felix Guattari und Fernand Deligny sind die bei uns am bekanntesten gewordenen Namen. Weniger bekannt ist, dass es in Frankreich über 100 «Orte des Lebens» für schwierige Kinder gab. Und noch ein zweiter Punkt ist wichtig für das Verständnis der französischen Situation. Als in den sechziger Jahren die psychiatrische Versorgung sektorisiert wurde, organisierten PsychoanalytikerInnen die Sektorisierung der Kinderpsychiatrie. So sind interdisziplinäre medizinisch-psychologisch-pädagogische Zentren entstanden, in denen ÄrztInnen, PsychologInnen und SozialarbeiterInnen auf einer psychoanalytischen Grundlage zusammenarbeiten. Im Grunde wird dort psychoanalytische Sozialarbeit gemacht, wenn auch nicht unter diesem Namen.

Über die Psychoanalyse in Frankreich ist bei uns nur wenig bekannt. Sie hat dort, vor allem durch Lacan, einen unglaublichen Aufschwung erlebt, der immer noch anhält, mit der Folge, dass PsychoanalytikerInnen in den unterschiedlichsten Arbeitsfeldern tätig sind.

Und es ist dort auch selbstverständlich, dass die, welche psychoanalytische Sozialarbeit machen, auch ausgebildete PsychoanalytikerInnen sind, was umgekehrt heißt, dass SozialarbeiterInnen dort auch PsychoanalytikerInnen werden können, so, wie Freud es wollte.

Projekte der psychoanalytischen Sozialarbeit gibt es in vielen anderen Ländern: In Holland und Dänemark, in Italien und Spanien, und in Südamerika. Weil sich diese Projekte außerhalb der «International Psychoanalytic Association» entwickeln, haben sie keine Verbindung zueinander.

Im deutschen Sprachraum steht unser Verein dagegen ziemlich einzigartig dar. Seit seiner Gründung hat der Verein alle zwei Jahre seine Arbeit und Entwicklung auf Fachtagungen zur Diskussion gestellt. Die Vorträge sind zuerst in psychoanalytischen Zeitschriften und dann in eigenen Büchern dokumentiert worden.

Als der Tübinger Verein seine Arbeit begann, war er zunächst allein. Seither sind auch in einigen anderen Orten Projekte der psychoanalytischen Sozialarbeit gegründet worden, darunter in Berlin, Hamburg und auch in Zürich.

Den Ausgangspunkt seiner Gründung bildete die therapeutische Neuorientierung der Tübinger Kinder- und Jugendpsychiatrie unter Reinhard Lempp, der damals ihr ärztlicher Direktor war. Dieser Prozess wurde von Stephan Becker supervisorisch begleitet. Becker hatte seine analytische Ausbildung bei Wolfgang Loch gemacht, der die Tübinger Psychoanalyse wesentlich prägte. Loch hatte sich theoretisch stark an der englischen Objektbeziehungspsychologie orientiert, die von Melanie Klein begründet wurde, die ihre Wurzeln in der analytischen Arbeit mit Kindern und Psychotikern hatte und aus dieser Erfahrung heraus den Horizont der freudschen Psychoanalyse theoretisch und technisch beträchtlich erweiterte. Stefan Becker war so mit psychoanalytischen Konzepten vertraut, die der Psychodynamik frühester Störungen gewachsen waren. Nicht jede Richtung der Psychoanalyse ist das in gleichem Masse.

Außerdem orientierte sich Stephan Becker an einem psychoanalytischen Konzept stationärer Psychosenbehandlung, das von Freeman, Cameron und McGhie in Amerika entwickelt worden war und das dem Gedanken Rechnung trug, dass auf psychiatrischen Stationen das Pflegepersonal sehr viel mehr Kontakte mit den Patienten hat als die Ärzte und darum auch mehr über sie weiß³. Das Konzept von Freeman, Cameron und McGhie macht sich dieses Wissen zunutze, indem es das Pflegepersonal gleichberechtigt in den stationären analytischen Behandlungsprozess als selbstständig handelnde und eigenverantwortliche Subjekte einbezieht. Daran orientierte Stephan Becker seine supervisorische Tätigkeit, die sich dadurch als ein umfassender Weiterbildungsprozess für alle Beteiligten gestaltete.

Das Konzept der fallorientierten Gruppensupervision, an dem Becker sich dabei orientierte, geht vom kleinianischen Konzept der Gegenübertragung aus, das besagt, dass psychotische Menschen unter unerträglichen Vorstellungen und extremen Affekten leiden, der sie sich durch Spaltungen und projektive Identifizierungen zu entledigen trachten. Die regelmäßige Folge davon sind heftige Teamkonflikte.

Die fallorientierte Gruppensupervision greift diese Konflikte auf, um sie als Spaltungsprozesse der Patientin oder des Patienten zu interpretieren, die der Abwehr dienen. Der Ansatzpunkt dieses Supervisionskonzeptes ist also nicht, was die Behandelnden mit den Patienten, sondern was die Patienten mit den Behandelnden machen. Dieses Supervisionskonzept hat zwei unschätzbare Vorteile: Zum einen hebt es die Dialektik der Spaltung auf, die diese PatientInnen im Team bewirken und es eröffnet den Weg für einen interpretierenden Zugang zu den inneren Konflikten, die sonst vollkommen unverständlich blieben und dann nur hilflos toleriert und chemisch oder physikalisch unterdrückt werden müssen.

Beckers Supervisionskonzept setzte sich also aus drei Elementen zusammen: der Objektbeziehungspsychologie, einem stationären Behandlungskonzept, in dem das Pflegepersonal miteinbezogen wurde, und dem Konzept der fallorientierten Gruppensupervision, die stark auf die Gegenübertragung fokussierte.

In den so gearteten Supervisionen ist die Idee zur Gründung des Vereins entstanden. Den Anlass bot die stationäre Aufnahme eines Mädchens, an dem sich die Geister im Team radikal schieden: Die einen sahen in ihr einen hoffnungslosen Fall, die anderen entdeckten Ansatzpunkte für eine therapeutische Arbeit. Sie gaben ihren pessimistischen Kollegen allerdings insoweit recht, als sie keine realistische Behandlungsmöglichkeit im Rahmen der Dienst- und Behandlungspläne einer psychiatrischen Station sahen. Man kann diese Situation auch anders interpretieren: Die Parteien sahen unter den gegebenen Umständen keine Behandlungsmöglichkeiten für dieses Mädchen, die einen haben den Grund dafür in dem Mädchen, die anderen in den Umständen gesehen.

Der ständige Dienstplanwechsel brachte es mit sich, dass es dieses Mädchen im Laufe eines Jahres mit fast 50 Betreuungspersonen zu tun bekam; an den Aufbau stabiler Beziehungen, die einen therapeutischen Prozess tragen könnten, war unter diesen Umständen nicht zu denken. Und es war auch klar, dass diese Arbeit länger dauern würde als die zwei Jahre, auf die eine stationäre Behandlung als Höchstgrenze beschränkt war. Damit nahm die Geschichte des Vereins ihren Anfang.

Diese Urszene, wie man psychoanalytisch sagen könnte, ist bestimmend für die weitere Entwicklung geworden. Zwei Momente verdienen es, hervorgehoben zu werden: Zum einen die analytische Supervision, aus der heraus es zur Gründung gekommen ist, bewirkte, dass der Supervision im Verein bis heute keine bloß begleitende, sondern eine zentrale Rolle eingeräumt wird. Die Supervision ist der Ort, an dem grundsätzliche Entscheidungen diskutiert und entwickelt werden, das kann die Aufnahme von Kindern im Heim, der Beginn einer ambulanten Betreuung oder die Entwicklung neuer Projekte sein. Das heißt mit anderen Worten, dass nicht nur alle Betreuungen, sondern auch alle institutionellen Prozesse und Entwicklungen supervisorisch durchdacht und befragt werden. Die analytische Supervision, so könnte man sagen, ist nicht nur der lenkende Geist, sondern auch das schlagende Herz des Vereins.

Zum anderen ist der Impuls zur Gründung des Vereins von der Wahrnehmung ausgegangen, dass der institutionelle Rahmen einer psychiatrischen Station keine Entwicklungsmöglichkeiten bieten konnte, weil diese Patientin ein Beziehungsangebot brauchte, das dieser Rahmen nicht bieten konnte. Mit

der Gründung des Therapeutischen Heims war darum die Absicht verbunden, einen institutionellen Rahmen zu schaffen, der Kindern und Jugendlichen Entwicklungsmöglichkeiten bot, die sie im Rahmen psychiatrischer, pädagogischer und therapeutischer Regelangebote nicht bekommen konnten. Die institutionelle Strategie, dies zu gewährleisten, ist die scharfe Unterscheidung seiner dreifachen Funktion: als bergender Halt, als schützende Grenze und als Vermittler der gesellschaftlichen Realität. Dies bedeutet individuelles Setting für jede einzelne Betreuung, welches in Supervisionen entwickelt wird. Das institutionelle Credo des Vereins lässt sich dahin formulieren, dass man für Kinder und Jugendliche, die sich keiner bestehenden Institution anpassen können, Institutionen schaffen muss, die sich ihnen anpassen.

Der zentrale Stellenwert der Supervision und die flexible Handhabung der Settinggestaltung sind wesentliche Momente aller Teileinrichtungen des Vereins. Die Gründung der weiteren Teileinrichtungen ging übrigens jedes Mal von Anfragen für Jugendliche aus, für die kein geeigneter Rahmen gefunden werden konnte.

Geblichen ist dem Verein von seiner Gründung her auch die gute und enge Zusammenarbeit mit der Kinder- und Jugendpsychiatrie, in der er seine historischen Wurzeln hat.

Hintergrund des Vereins war die Arbeit mit autistischen und psychotischen Kindern und Jugendlichen. Das diagnostische Feld hat sich seither auf alle Formen schwerer Entwicklungs- und Persönlichkeitsstörungen ausgeweitet. Die Zahl der Mitarbeitenden ist von ursprünglich zwei auf heute 25 angewachsen und hat so eine Größe, die nicht überschritten werden kann, ohne die konsensuelle Form der Zusammenarbeit zu gefährden.

Der Grund für eine begrenzte Größe liegt im Konzept der Selbstverwaltung. Die historischen Projekte der psychoanalytischen Sozialarbeit waren mit großen Namen und starken Persönlichkeiten verknüpft, die sie initiiert und getragen haben. Das war in Tübingen zunächst nicht anders, wo Stephan Becker diese Rolle inne hatte. Er war die starke und imponierende Gestalt des Vereins, der Motor und Ideengeber seiner konzeptionellen Entwicklung. Er hat es dabei von Anfang an verstanden, den Mitarbeitenden den Raum zum selbstständigen Arbeiten und Denken zu lassen und ihre Lern- und Wachstumsprozesse zu unterstützen. Er hatte aber auch die deutlichen Schwächen einer kämpferischen Natur, die die Sache, für die sie sich einsetzt, über alles stellt. Daraus sind bestimmte Schwierigkeiten sowohl im Inneren des Vereins wie nach außen entstanden, so dass er 1989 nach Berlin ging, um dort einen neuen Verein für psychoanalytische Sozialarbeit zu gründen. Zur Schwierigkeit wurde wohl auch seine dominante Doppelrolle als

zentraler Organisator und Supervisor des Vereins, die in den Gründungsjahren als unverzichtbar angesehen wurde. Das hatte viel mit der mitunter gefährlichen Brisanz der Betreuungen zu tun, die der Verein übernommen hatte.

Seine Funktion im Verein wurde dann vor allem von drei Kollegen und drei Supervisoren übernommen, was zunächst auf eine funktionelle Trennung von Organisation und Supervision hinauslief. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Kollegen aber auch genügend Erfahrung gesammelt, um diese Rolle übernehmen und die Lücke füllen zu können, die Stephan Becker hinterließ.

Die Übernahme der leitenden und organisatorischen Funktionen Stephan Beckers durch drei Kollegen kam im Grunde jenem mythischen Vätermord gleich, den Freud an den Ursprung der Entwicklung einer demokratischen Gesellschaft stellte. Die Söhne, das besagt der Mythos Freuds, schließen sich eines Tages zusammen, um den allmächtigen Vater zu stürzen, dem jeder Einzelne von ihnen nicht gewachsen wäre. Diese gemeinsame Tat stiftet einen neuen sozialen Zusammenhang. Die Söhne werden dann kritisch darüber wachen, dass kein Einzelner die zentrale Position des Vaters übernehmen und sich als alles bestimmenden Herrn aufspielen kann. In diesem Sinn haben die drei Kollegen die Leitung der Geschäfte des Vereins übernommen. Entstanden ist daraus eine komplexe Form der Übernahme von geschäftlicher und sozialtherapeutischer Verantwortung im Verein. Einerseits ist jeder Kollege für seine Arbeit selbst verantwortlich, vor sich und den anderen. Zugleich ist jeder Kollege für seine Teileinrichtung und den gesamten Verein verantwortlich. Natürlich gibt es funktionelle Arbeitsteilungen und informelle Hierarchien, aber die Instanzen der letzten Verantwortung sind einerseits die Mitarbeiterversammlung und andererseits der Verein. De jure liegt die geschäftliche Verantwortung bei den persönlich haftenden Vorständen des Vereins; das ist im Vereinsrecht so vorgeschrieben. De facto werden alle wesentlichen Entscheidungen aber in der Mitarbeiterversammlung diskutiert und getragen nach dem Konsensprinzip. D.h. Entscheidungen werden nur getroffen, wenn sie von allen Mitarbeitenden auch mitgetragen und verantwortet werden können. Sie können und sollen Mitglieder des Vereins werden, die seinen Vorstand wählen. Aber nicht alle Mitarbeitenden machen von dieser Möglichkeit Gebrauch, und der Verein hat auch Mitglieder, die nicht Mitarbeitende des Vereins sind. So ist der Verein gegenüber den Mitarbeitenden eine Art inneres Aussen. Diese Funktion ist vor allem dort wichtig, wo die Mitarbeiterversammlung in bestimmten Fragen keine konsensuelle Entscheidung treffen kann, was in der Geschichte des Vereins nur zwei- oder dreimal vorgekommen ist. Die grundlegenden Elemente, auf denen die Organisation unserer Arbeit beruht, sind Vertrauen und Verantwortung.

Die alltäglichen Geschäfte werden in einem Gremium diskutiert und beschlossen, dessen Funktion und Bezeichnung alten basisdemokratischen Traditionen entsprungen ist: dem Leitungskollektiv. Es tagt einmal in der Woche und setzt sich aus den drei Geschäftsführern, Vertretenden jeder Teileinrichtung und einem Vorstandsmitglied zusammen, wobei de facto viele Mitglieder des Leitungskollektivs mehrere Funktionen ausüben. So hält der Verein unbeirrt an der Überzeugung fest, dass die Geschäftsführer als Mitarbeiter in der alltäglichen Praxis verankert sein müssen, um in die sinnliche Realität sozialpädagogischer Arbeit eingebunden zu bleiben. Dieses Prinzip soll gewährleisten, dass die Verwaltung der Institution und sozialpädagogische Arbeit sich nicht voneinander lösen und entfremden, um sich dann als zwei konfliktträchtige Handlungslogiken gegenüberzustehen. Die konkrete Vermittlung von Lust- und Realitätsprinzip ist ja ein wesentliches Moment jeder psychoanalytischen Arbeit. Es ist eine wesentliche Funktion der Gruppensupervision, diese Vermittlung konkret für jede einzelne Betreuung zu leisten.

Die geschäftsführenden Kollegen denken und handeln dadurch nicht nur formell, sondern inhaltlich, und umgekehrt übernehmen die Mitarbeitenden dadurch nicht nur inhaltliche, sondern auch formelle Positionen. Der manchmal sehr schmerzhaftes Gegensatz zwischen dem, was aus der Arbeit heraus gewünscht oder gar gefordert wird und der äußeren, d. h. der gesetzlichen und ökonomischen Realität, wird so nicht durch funktionelle Arbeitsteilung personifiziert. Nur so können auch die individuell angepassten Settingkonstruktionen von den Geschäftsführenden glaubhaft und sachkundig nach außen vertreten werden.

Es gibt in unserem Verein also keinen Chef, der autokratische Entscheidungen trifft. Mit andern Worten: Der Platz des Herrn oder Meisters ist leer. Aus diesem Grund wollen die drei, die nach dem Weggang von Stephan Becker, dessen Funktionen übernommen haben, auch nicht namentlich genannt und dadurch gegenüber den Kollegen herausgehoben werden. Man kann die Effekte dieses Schnitts gar nicht hoch genug veranschlagen, der sich nach aussen z. B. darin dokumentiert, dass die Publikationen über unsere Arbeit seither nicht unter dem Namen einer Person, sondern vom Verein herausgegeben werden.

Die institutionelle Organisation der psychoanalytischen Sozialarbeit als einer analytisch konzipierten und reflektierten Form sozialer Praxis ist damit zu sich selbst gekommen. Denn wie jede Psychoanalyse findet auch die psychoanalytische Sozialarbeit wesentlich in der Übertragung statt, deren Aufnahme und Entfaltung radikal subjektiv ist und keine Einmischung eines Dritten verträgt. Ihre soziale Organisation verträgt sich darum auch nicht mit hierarchischen institu-

tionellen Strukturen. So weit ich sehe, ist das Tübinger Organisationsmodell der psychoanalytischen Sozialarbeit einzigartig und eine echte Innovation, die sich nun schon seit vielen Jahren bewährt hat.

Literatur

- Aichhorn, August (1987): *Verwahrloste Jugend*.
- Aichhorn, August (1972): *Forderungen an den Erziehungsberater*, in ders.: Erziehungsberatung und Erziehungshilfe, Reinbek bei Hamburg, 25–46.
- Bernfeld, Siegfried (1979): *Sisyphos oder die Grenzen der Erziehung*, (1925), Frankfurt/M.
- Federn, Ernst /Meng, Heinrich (Hrsg.) (1926): *Das psychoanalytische Volksbuch*, Stuttgart (Eigenwerbung des Verlages).
- Feuling, Martin (1988): *Zur Psychoanalyse (in) der Institution. Ein Modell psychoanalytischer Supervisionsarbeit und einige Gedanken über das Prinzip der «gesprengten Institution»*. In: Fragmente. Schriftenreihe zur Psychoanalyse Nr. 26, Kassel, 19–47.
- Freeman, Thomas, Cameron, John L., McGhie, Andrew (1969): *Studie zur chronischen Schizophrenie*, Frankfurt/M.
- Freud, Sigmund (1927): *Zur Frage der Laienanalyse*, StA EB.
- Freud, Sigmund (1987): *Geleitwort*. In: August, Aichhorn: *Verwahrloste Jugend* (1925), Bern, 7–8.
- Oskar Pfister, Oskar (1923): *Die psychoanalytische Methode*, Leipzig, Berlin 1913, Vorwort zur dritten Auflage.
- Richtlinien für die Unterrichts- und Ausbildungstätigkeit (1920), n: *Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse*: Bd. 1, 53–57.

Anmerkungen

- 1 Vergl. dazu Martin Feuling: *Zur Psychoanalyse (in) der Institution. Ein Modell psychoanalytischer Supervisionsarbeit und einige Gedanken über das Prinzip der «gesprengten Institution»*, in: *Fragmente. Schriftenreihe zur Psychoanalyse Nr. 26*, Kassel 1988.
- 2 Siehe Federn/Meng (Hrsg.) *Das psychoanalytische Volksbuch*, Stuttgart 1926, S. 555 (Eigenwerbung des Verlages).
- 3 Freeman, Th., Cameron, G.L., McGhie, A.: *Studie zur chronischen Schizophrenie*, Frankfurt/M 1969.